



Joseph Brodsky

Damit Sie mehr Informationen über diesen Dichter bekommen, habe ich für Sie drei Texte zusammengestellt, die in den Jahren 1996 bis 1998 entstanden sind und von mir publiziert wurden:

Herztod im Gedicht

Nachruf auf Joseph Brodsky / Von Ralph Dutli

Brodsky träumt Horaz

Wunder genauen Lesens:

Letzte Essays des russischen Nobelpreisträgers

Hommage an die Wirbelsäule

Brodskys letzte Essays oder Was der russische Nobelpreisträger den Tarzanfilmen verdankt

Ihr Ralph Dutli

© sämtlicher Texte: Ralph Dutli, Heidelberg

<https://www.ralph-dutli.de>

(Quelle des Fotos: INTERFOTO / ALAMY STOCK FOTO)

Februar 1996

Herztod im Gedicht

Nachruf auf Joseph Brodsky / Von Ralph Dutli

Wer mit Lyrik beschauliche Gemütlichkeiten assoziiert, der muß an Brodsky verzweifeln. In seiner Nobelpreisrede von 1987 sprach er von der Poesie als einem „kolossalen Beschleuniger des Bewußtseins, des Denkens, der Wahrnehmung der Welt“. Der moderne Teilchenbeschleuniger der Poesie konnte in seiner staunenmachenden Sprachmacht mit astronomischen Größen ebenso umgehen wie mit dem Kleinsten und Unscheinbarsten: Sein durchtrieben philosophisches einundzwanzigteiliges Poem auf eine „Fliege“ (1985) ist beredtes Zeugnis dafür. Keine Poesie ist der Weinerlichkeit abgeneigter als die Poesie Brodskys: „Ich erlaubte meinen Stimmbändern alles, bloß keine Klagen“. Daß er bei aller Illusionslosigkeit über den Gang der Welt so bilderreich aus zahllosen kulturellen Schätzen schöpfen konnte, ist eines seiner spannenden Paradoxe. Raffinierte Ironie, die manchmal auch in zynisches Frotzeln überging, klang aus seinem Mund wunderbar poetisch.

So kolossal beschleunigt wie seine Poesie kam sein Tod am 28. Januar. Brodsky war fünfundfünfzig. Sein Leben begann am 24. Mai 1940 in Leningrad, der Stadt, in der liebevolle Erinnerungen an seine Eltern angesiedelt sind, die für ihn aber auch Anlaß wurde zu einer so scharfen Analyse des Sowjetimperiums, daß die Stadt darüber ihren Namen vergaß und heute wieder ganz anders heißen will. 1963 schrieb er seine „Große Elegie für John Donne“, das atemberaubende Gedicht vom Schlaf der Welt, das er einmal, wie sein Freund Anatoli Naiman berichtete, völlig unerwartet und laut psalmodierend in einer Bahnhofhalle den

arglos Wartenden in die Ohren schrie. Die braven Sowjetbürger waren entsetzt.

Entsetzt über soviel lyrische Frechheit und Freiheit gab sich auch die Richterin in dem 1964 gegen Brodsky angezettelten Prozeß. Wegen „Nichtstuerei“ und „Parasitentums“ (sprich: nonkonformen, von offizieller Seite unbeaufsichtigten Gedichteschreibens) wurde er zu fünf Jahren Zwangsarbeit im russischen Norden verurteilt, die dank weltweiter Proteste nach 18 Monaten ein Ende fand. 1972 verspürte der Sowjetkoloß die Neigung, ein bißchen die Poesie zu imitieren und Brodskys Schicksal zu beschleunigen. Er wurde zur Ausreise gezwungen. Sein Exil in New York hat ihn aber alles andere als die Sprache verlieren lassen. Er gewann lieber eine dazu. Parallel zu seinen ab 1977 erschienenen russischen Gedichtbänden („Das Ende einer schönen Epoche“ u.a.) übersetzte er seine Gedichte erstaunlich bald selber in ein prunkvolles barockes Amerikanisch, und seine Essays sprachen nur noch die Sprache des Exils. 1987 mußte sich der einstige „Parasit“ einen Frack überziehen, weil er als Literatur-Nobelpreisträger nach Stockholm gerufen wurde.

Bei allem Heimischwerden jenseits des Ozeans – als ob Brodsky je anderswo heimisch gewesen wäre als in der Sprache – blieb er ein Europakenner und verliebter Italien-Reisender. Wer sich nicht an seine Gedichte traut (Vorsicht, Gefahr! Wirklich große Poesie), sollte sein herrliches Venedig-Buch „Ufer der Verlorenen“ (1991, Hanser Verlag) lesen, um dem brillanten Essayisten, Augenmenschen, Sinnenmenschen Brodsky zu begegnen.

Wie kein zweiter Dichter war der illusionslose Brodsky vernarrt in die

Schönheit (und sei es abgewrackte Schönheit), hatte sein Herz an kulturgesättigte Städte wie Rom, Venedig und Florenz gehängt. Daß dieses Herz gefährdet war, wußte er längst: Von einer By-Pass-Operation zur andern wird der Lebensfaden allmählich dünner. Über drei Jahrzehnte alt ist Brodskys Gedicht-Nachruf auf einen Freund, in dem der Herztod längst vorausgenommen war: „Eines Tages / wird ihm – dem Herzen – / etwas zustoßen. / Dann wird sich einer von uns, / achttausend Kilometer westlich von dir, / auf dem schmutzigen Asphalt hinstrecken, / seine Bücher gleiten ihm aus der Hand...“ Am Sonntag sind einem großen Dichter die Bücher entglitten. Die kolossale Beschleunigung war seinem Herzen zuviel geworden.

Januar 1997

Brodsky träumt Horaz

Wunder genauen Lesens:

Letzte Essays des russischen Nobelpreisträgers / Von Ralph Dutli

Wozu erotische Träume doch gut sein können! Man kann diese lehr- und genußreiche Erfindung unseres Unterbewußtseins gar nicht genug loben. Einem erotischen Traum nämlich verdanken wir einen der schönsten Essays des am 28. Januar 1996 fünfundfünfzigjährig an einem Herzinfarkt gestorbenen Joseph Brodsky. Der große russische Lyriker und Literatur-Nobelpreisträger von 1987, der seit 1972 in Amerika lebte und in der Sprache seines Exils seine blitzgescheit-brillanten Essays schrieb, las gerade die Oden des Horaz, als er entschlummerte und den besagten Traum träumte, in welchem er in einem römischen Schlafzimmer (in der Farbe der Träume: „Terrakotta und Sepia“) mit einer ziemlich vage bleibenden Schönen ein ziemlich handfestes Liebesstündchen verbringt. Zwischen einem „Matratzenkliff“ und einem „seeschlangenähnlichen“ Heizkörper hat sich das abgespielt und wäre doch ein bißchen banal geblieben, hätte Mister Brodsky nach dem Träumchen nicht zur Feder gegriffen und einen „Brief an Horaz“ aufgesetzt, der – datiert auf 1995 – zu seinem letzten Essay-Virtuosenstück geworden ist. Wer immer mit den Klassikern Horaz, Ovid und Properz den Staub von Lateinstunden assoziiert, ist bei Kapitän Brodsky bestimmt auf dem falschen Dampfer. Er könnte aber dank dessen witzig-tiefgründigem Spiel mit der Sprache wie mit den Zeiten – einem Spiel gegen die Zeit und den Tod – auf den andern Dampfer umsteigen und ein gutes Stück weit genesen.

Keine Spur langweilig ist Brodskys Erkundungsfahrt ins Jenseits für den Leser. Nebenher erforscht der Autor nämlich das Wesen der Poesie

(nicht nur der Horazens und Ovids) und schenkt uns erstaunliche Einsichten in das Wesen und Unwesen der Zeit und der Vergänglichkeit. In köstlich ironischen autobiographischen Einsprengseln läßt sich auch Brodskys bewegtes Leben erkennen: etwa seine Existenz „als ein von zu Hause an den Polarkreis gejagter junger Hund“. Nach einem hanebüchernen Prozeß wegen „Nichtstuerei“ und „Parasitentums“ (sprich: nonkonformen Gedichteschreibens) wurde Brodsky 1964 von einem biederen Sowjetgericht zu fünf Jahren Zwangsarbeit im russischen Norden verurteilt. Verblüffend, wie ironisch und distanziert er nach alledem sein eigenes Leben sehen kann. Nur schon davon sollte man sich eine Scheibe abschneiden.

So frech persönlich und offen hat noch keiner an Horaz geschrieben, so voller zärtlicher Komplimente auch („Bei Dir ist eigentlich jede Zeile ein Abenteuer“), und wenn Horaz im Jenseits noch zu lesen imstande ist, wird er sich seit kurzem mit glücklich roten Ohren sehr freuen über Brodskys Sendschreiben, das ihm so vieles verdankt und so vieles vergilt. In dieser zärtlich-frechen Liebeserklärung kehrt Brodsky kühn alle Zeiten um, überschreitet phantasievoll die trennenden zeitlichen Gräben: „Da ja alles, was ich geschrieben habe, genau genommen an Dich gerichtet ist: an Dich persönlich und alle übrigen. Denn wenn man Verse schreibt, findet man sein unmittelbarstes Publikum nicht bei seinen Zeitgenossen, schon gar nicht in der Nachwelt, sondern bei seinen Vorgängern. Bei denen, die einem Sprache und Formen gaben.“

Funkelndes aus der Unterwelt

Ein anderer Lieblingsdichter Brodskys, Wystan Hugh Auden, hat einmal geschrieben: „All the literati keep / An imaginary friend“ (Alle Literaten

halten sich / einen imaginären Freund). Wie recht er hatte! Brodskys Essays sind pure Freundschaftsbeweise, von denen sich der Leser reich beschenkt fühlt. Der „Brief an Horaz“ eröffnet den neuen Essay-Band des Hanser Verlages, in dem die gewichtigen Brocken über Thomas Hardy, Rilke und Robert Frost das Zentrum bilden. Es sind drei Wunder des genauen Lesens, langsam-bedächtig von Gedichtzeile zu Gedichtzeile voranschreitend und doch immer glasklar schneidend mit dem luftigen Skalpell von Brodskys Essay-Stil. Zum Beispiel Rilke (im Essay „Neunzig Jahre später“), weil der uns sprachlich näher liegt als die anderen. Doch wie nahe ist er uns eigentlich? Seit Jahrzehnten gehört es bei Kennern moderner Lyrik zum guten Ton, bei Erwähnung seines Namens gleich die Nase zu rümpfen. Wie gut tut es da, wenn ein aus der russischen Sprache und dem amerikanischen Exil kommender „Außenstehender“ (der in Wirklichkeit ein kapitaler lyrischer „Insider“ ist) uns deutschsprachigen Lesern eine saftige Lektion verpaßt. „Orpheus. Eurydike. Hermes“ von Rainer Maria Rilke, geschrieben 1904, stellt einen vor die Frage, ob nicht das größte Werk dieses Jahrhunderts vor neunzig Jahren geschaffen wurde.“ Und wieder ist Brodsky selber ein Orpheus, irrt durch die U-Bahn-Schächte der Unterwelt, aus der er funkelnde Einsichten mitbringt. „Das Gedicht ist von der Art eines schweren Traums, in dem man etwas äußerst Wertvolles erringt, nur um es im nächsten Augenblick zu verlieren.“

Ein Schal für Sibirien

Von diesen erhabenen Verlusten, von Rilkes Orpheus und Eurydike kehrt Brodsky leicht und geistreich zu persönlichen zurück. Sein Essay „In Memoriam Stephen Spender“ ist ein Musterbeispiel seiner unnachahmlichen Nachrufe auf verstorbene Dichterkollegen. Auch hier die

Mischung von Witz, Zärtlichkeit und Elegie. Und die federleicht-ironische Distanz zum eigenen Leben, die Brodsky so kostbar macht. Anrührende Details tauchen auf wie jener Collogeschal, den Stephen Spender dem verurteilten Brodsky 1965 nach Rußland schickte („... wir waren alle schrecklich besorgt, Sie könnten frieren. Deswegen der Schal“). Müßte ein Leser je nach Sibirien, wünschte man ihm als wärmenden Schal auch einen Band mit Brodskys Essays.

Brodsky ist ein mit allen Wassern gewaschener Meister der Verteidigung von Wert und Würde der Lyrik. Sie sei nicht nur „die höchste Form menschlicher Rede in jeder Kultur“, sie sei „unser anthropologisches, genetisches Ziel, unser sprach-evolutionärer Leitstern“. Schönes Paradox: kein anderer zeitgenössischer Dichter spricht mit solch heiligem Ernst von seinem – nur scheinbar unzeitgemäßen – Anliegen, von der beinahe sakralen Dimension der Wortkunst, und keiner tut es witziger und unterhaltsamer. Der letzte Essay, „Ein unbescheidener Vorschlag“, ist eine Ansprache, die Brodsky 1991 in Washington, in der Library of Congress, gehalten hatte, als er zum U.S. Poet Laureate gekürt wurde. Er plädiert dafür, Lyrik der gesamten amerikanischen Bevölkerung zugänglich zu machen, sie in Riesenaufgaben und zu bescheidensten Preisen unter die Leute zu bringen. Sie müßte einem an die Haustür gebracht werden „wie Strom oder wie die Milch in England“, in Drugstores zu kaufen sein („weil sie Ihre Psychotherapeutenrechnungen drücken könnte“), in jedem Motelzimmer zu finden sein („gleich neben der Bibel, die bestimmt nichts gegen diese Nachbarschaft hätte, da sie auch die Nachbarschaft des Telefonbuchs hinnimmt“). Und warum das alles? Weil die amerikanische Lyrik schlicht das Beste sei, was Amerika hervorgebracht habe. „Sie ist außerordentlich kräftigendes Zeug.“

So endet diese Handvoll brillanter Essays mit einem kühlen, sprich: glühenden Plädoyer für die Poesie. Und ein Ärgernis löst sich in Nichts auf. Der 1995 noch von Brodsky selber zusammengestellte und in New York erschienene Originalband der Essays („On Grief and Reason“) ist doppelt so dick wie das vorliegende deutsche Buch, und fast hätte man auf den Hanser Verlag wütend werden können, weil der deutsche Leser scheinbar nur mit der Hälfte abgespeist werden sollte. So vieles wird derzeit von den Verlagen zur Schonung des Lesers unternommen, und gewisse Verlage sind reine Verschonungsanstalten geworden. Doch da kommt für den mit Brodskys Witz und Tiefe bitte nicht verschont werden wollenden Leser die frohe Botschaft vom Verlag, daß hier nur die strikt auf Literarisches bezogenen Essays versammelt seien und daß einem nächstes Jahr eine zweite Hälfte mit weiteren Schals beschert werden soll, mit Reiseskizzen, Erinnerungen an die frühen Jahre, Kindheit und Jugend in Rußland usw. So macht also die auf den ersten Blick skandalöse Halbierung doch Sinn. Wer immer sich mit Brodskys Tod nur schwer abfinden kann, darf sich damit trösten, daß er nächstes Jahr – als flattere es aus dem Jenseits der Dichter her, wo Brodsky wahrscheinlich gerade jetzt mit Horaz, Auden und Frost spazierengeht – noch ein Buch bekommen wird. Bis nächstes Jahr also, Mister Brodsky.

Joseph Brodsky: **Von Schmerz und Vernunft.** Hardy, Rilke, Frost und andere. Aus dem Amerikanischen von Sylvia List. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1996, 281 S.

August 1998

Hommage an die Wirbelsäule

Brodskys letzte Essays oder Was der russische Nobelpreisträger den Tarzanfilmen verdankt / Von Ralph Dutli

Am Anfang war eine Dose Corned Beef. Dann kam ein Kurzwellenradio, und mit ihm die Götter des Jazz von Duke Ellington bis Charlie Parker. Dann kamen Filme, von den sowjetischen Streitkräften als Kriegstrophäen erbeutet, und die Schönheit Zarah Leanders strahlte in die Gehirne der russischen Jugend. Später dann kamen die langen Haare, die Röhrenhosen und flugs auch die ersten Blue Jeans. Im gebeutelten Leningrad war – Wunder über Wunder – auch ein versprengter Citroën 2 CV aufgetaucht „wie ein zarter, doch selbstgenügsamer Schmetterling mit seinen zusammengefalteten Flügeln aus Wellblech.“

Was Joseph Brodsky in seinem autobiographischen Essay „Kriegsbeute“ versammelt, sind jene winzigen Details, mit denen die westliche Welt ins Bewußtsein eines sowjetischen Jugendlichen krabbelte und sich dort festhakte, um allmählich zum Mythos anzuwachsen. Aber nicht bloß erinnerungstrunken reiht Brodsky die Einzelheiten: Sie waren schleichendes Gift für den Sowjetstaat, und vielleicht sogar Dynamit, das später tatsächlich hochgegangen ist. „Allein die Tarzanfilme, so wage ich zu behaupten, haben mehr zur Entstalinisierung beigetragen als alle Reden Chruschtschows auf dem 20. Parteitag und danach.“ Denn im kollektivierten Sowjetbewußtsein wurden sie als „Parabeln des Individualismus“ wahrgenommen, als exotische Früchte eines „Einer gegen alle“-Geistes.

Brodsky, 1940 in Leningrad geboren, verbrachte seine ersten Lebens-

jahre unter der Blockade der Stadt, als die deutschen Truppen von September 1941 bis Januar 1944 neunhundert Tage lang die „Wiege der Oktoberrevolution“ durch Artilleriebeschuß und Aushungerung zu zermürben versuchten. Wer als Kleinkind den Horror überlebt, macht sich wenig Illusionen über den Gang der Welt, ist aber manchmal empfänglicher für deren zauberhafte Details. Jetzt weiß man auch, wo Brodskys Venedig-Kult – nachlesbar in seinen „Venezianischen Strophen“ und in seinem hinreißenden Venedig-Essay „Ufer der Verlorenen“ (Hanser Verlag) – seine zarten Keime hatte. In den frühen sechziger Jahren schenkte ihm ein Mädchen zum Geburtstag ein akkordeonartiges Set von Postkarten mit Bildern der Lagunenstadt. Das Virus drang ins Dichterblut.

Doch das Sowjetsystem nahm sich bald darauf vor, dem Poeten die Träume auszutreiben: 1964 wurde er nach einem himmelschreiend schwachsinnigen Prozeß wegen „Nichtstuerei“ und „Parasitentums“ zu fünf Jahren Zwangsarbeit im russischen Norden verurteilt und 1972 zum Verlassen der Sowjetunion gezwungen. Das Exil in New York ist Brodsky bekanntlich bestens bekommen: Neben seinem lyrischen Werk in Russisch begann er bald auf Amerikanisch seine von Witz und Wissen sprühenden Essays zu schreiben – zu unserem Glück. 1987 dann, als sei's ein Märchen, mußte sich der einstige „Parasit“ einen Frack überziehen und nach Stockholm reisen: Der Literatur-Nobelpreis erwartete ihn. 1996, allzufrüh, mit fünfundfünfzig Jahren, ist Brodsky seiner Herzkrankheit erlegen.

Der ironische und genießerisch detailbesessene „Kriegsbeute“-Text eröffnet den zweiten Flügel von Brodskys letzten Essays mit dem – leider zutreffenden – Titel „Der sterbliche Dichter“. Der erste war 1996 unter

dem Titel „Von Schmerz und Vernunft“ ebenfalls bei Hanser erschienen. Es sind diverse Gelegenheitsarbeiten dabei, doch bei Brodsky ist noch der kleinste Plunder von einer blitzgescheiten Art und einer staunenmachenden (von der Übersetzerin Sylvia List bravourös gemeisterten) Brillanz und Dichte. Selbst eine Spionage-Geschichte hat sich zu ihm verlaufen: Im Essay „Sammlerstück“ spürt er der Karriere des britisch-sowjetischen Doppelagenten und Meisterspions Kim Philby nach.

„Versuchen Sie also, leidenschaftlich zu bleiben“

Daß nicht die ungezählten Liebschaften die eigentlichen Musen der Dichter sind, versucht der zentrale Essay „Altra ego“ zu beweisen: Die „Stimme der Sprache“ sei die Muse der Dichter, und wenn wir für immer indiskret und biographieveressen die Gesichtszüge ihrer Geliebten und Mätressen erspähen wollen, befinden wir uns auf einem kapitalen Holzweg. Höchst erhellende Seiten widmet Brodsky diesem spannenden Paar: Dichterliebe und Liebesdichtung. Zweimal hält der exilierte Poet Reden vor Studenten auf einer Abschlußfeier und legt eine lebenskluge Ethik vor und eine wunderliche Würdigung der Langeweile: „Denn Langeweile spricht die Sprache der Zeit und gibt Ihnen die wertvollste Lektion Ihres Lebens, die Lektion von Ihrer völligen Bedeutungslosigkeit. ‚Du bist endlich‘, sagt Ihnen die Zeit mit der Stimme der Langeweile, ‚und was immer du tust ist von meinem Standpunkt aus nichtig‘.“ Dann aber – typisch Brodsky – reißt er sein Steckenpferdchen herum und das Lob der Langeweile wird zum paradoxen Plädoyer für Leidenschaft: „Versuchen Sie also, leidenschaftlich zu bleiben, überlassen Sie Kühle den Sternbildern.“

Endlichkeit, Sterblichkeit – Brodsky hat ihr schon immer mutig ins Auge

geblickt. Einer der besten Essays, „Nach einer Reise oder Hommage an die Wirbelsäule“, entstand nach einem Aufenthalt in Rio de Janeiro samt ödem Schriftstellerkongreß. Brodsky ist gereizt und gequält: von seinen Herzrhythmusstörungen, dem schwülen Klima, der Doofheit gewisser Zeitgenossen. Einige Porträts derselben sind so scharf und so witzig, als hätte sein russischer Kollege Vladimir Nabokov ihm die Feder geführt. Brodsky setzt sich aber mächtig für die exil-vietnamesischen Schriftsteller in Australien ein, wofür sie sich bestimmt „mit einem Känguruhohren-gulasch“ revanchieren werden, und kämpft tapfer gegen den Überdruß am Schriftstellerzirkus wie am Dasein („als gäbe es in der Welt irgend etwas außer Verzweiflung, Neurosen und der Angst, jede Sekunde in Rauch aufzugehen“). Zurück in New York fallen ihm dann dennoch le-senswerte Einsichten ein über das Reisen und das Zuhause-sein – Rio de Janeiro hat sich also doch gelohnt (für uns!).

In diesem wunderlichen brasilianischen Souvenir gibt es aberwitzig Fri-voles, etwa eine hausgemachte Brodskysche Samba: „Komm nach Rio, o komm nach Rio. / Iß Ananas und mach auf Bio. / Wer reich ist, wird reicher, wer arm ist, ärmer, / Hier ist jeder Greis ein Nazischwärmer.“ Und daneben Tiefgründiges und ethische Prinzipien, die einen bei dem sonst hochgemut Wert und Würde der Literatur verteidigenden Essayis-ten Brodsky nicht schlecht verblüffen können: „Weil das Wichtigste nicht die Literatur ist, sondern die Fähigkeit, niemandem Schmerz zuzufügen.“

Joseph Brodsky: **Der sterbliche Dichter**. Über Literatur, Liebschaften und Langeweile. Aus dem Amerikanischen von Sylvia List. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1998, 312 Seiten